

„Woran dein Herz hängt, das ist dein Gott“

Die Dinge – Zwischen Fetischismus, Kultur und Religion¹

Inge Kirsner

Zusammenfassung

Zur Moderne gehört die – nicht zuletzt von Luther artikuliert – Überzeugung, die materiellen Dinge seien für Glauben und Lebensführung entweder irrelevant oder – im Fetischismus – sogar gefährlich. Diese ‚Abwendung von den Dingen‘ wird durch moderne Literatur wie durch aktuelle Filme in Frage gestellt; sie kann auch philosophisch und praktisch-theologisch bestritten werden. Die Dinge machen die Welt bewohnbar – auch und gerade für den Christusglauben.

Was immer man von Eric Tills „Luther“-Film von 2003 halten mag – diese Szene, spielend etwa in der Mitte des Films, ist einfach zu schön:

Peter Ustinov spielt hier in seiner letzten Filmrolle Friedrich den Weisen, jenen Kurfürsten, der spätestens ab 1518 seine Hand schützend über Martin Luther hielt. Bekannt ist seine Leidenschaft für Reliquien – die Kamera streift ausführlich über seine beeindruckende Sammlung. Ihren Grundbestand bildeten die von einer Wallfahrt ins Heilige Land 1493 mitgebrachten Reliquien, die er bald so erweiterte, dass er sich schließlich im Besitz der drittgrößten Sammlung seiner Zeit befand.

¹ Antrittsvorlesung am 21. Juni 2013 in Paderborn im Rahmen des Seminars „Ethische Fragen am Lebensbeginn und am Lebensende“ (stark gekürzte Fassung).

Im Film wird nun mit der historischen Tatsache gespielt, dass ihm von Papst Leo X. 1518 die Goldene Rose verliehen wurde, die höchste Auszeichnung des Papstes für besondere Verdienste um die katholische Kirche. (Natürlich ein Bestechungsversuch, um Friedrich dazu zu bewegen, Luther an das Ketzergericht auszuliefern.)

Undeutbar zunächst die Miene von Ustinov, als ihm vom päpstlichen Gesandten die Rose überreicht wird: spiegelt sie Entzücken? Ekel? Rührung? Nachdem man zuvor die Zärtlichkeit gesehen hat, die er seinen Dingen gegenüber erweist, allein mit seinen Augen, ist alles zugleich möglich.

Sein Assistent wird später gebeten, die Rose wegzubringen – und Friedrich zitiert aus 1 Kor 13,11 den Paulusgedanken, dass es nun an der Zeit ist, alles Kindliche abzutun, um erwachsen zu werden ...

Weg, weg, weg mit den Dingen, mit allen, die Rose zusammen mit dem anderen Zeug verschwinden lassen, und so verstecken, dass er es selbst niemals wieder findet ...

Der Befehl, den Friedrich gibt, hat eine lange Nachgeschichte, die sich derzeit mit einer bewussten Hinwendung zu den Dingen erneut im Umbruch befindet.

Aber eine Sache nach der anderen.

Friedrich entdeckt hier eine reformatorische Grundweisheit, die im Kleinen Katechismus Luthers beschrieben und in der das erste Gebot nach 2.Mose 20,3 so erklärt werden wird: Was fordert Gott im ersten Gebot? Wir sollen Gott *über alle Dinge* fürchten, lieben und vertrauen (Abs.32). Im Großen Katechismus wird es heißen: „Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott“.²

Ding und Götze werden also zusammengedacht, und der damit ausgelöste Bilder- und Dingsturm hält bis in die heutige reformatorische Zeit an. Nicht ungebrochen, nicht ständig, aber als Mainstream. Die ‚Ding-kritische‘ Tradition des Christentums konnte

Traditionell verbunden: Ding und Götze

sich u. a. auf die Bergpredigt berufen (Mt 5: Sorget nicht.../ Geh hin und verkaufe alles, was du hast...), die in dem Armutsideal der Franziskaner einen Höhepunkt fand. Zugleich

gab es eine andere, die paulinische Tradition: Haben als hätte man nicht... (1 Kor 7,29–31; d. h.: haben schon, aber: als hätte man nicht) – als Beispiel apokalyptischer Existenz (was Verschwendung durchaus mit einschließen kann).

Es ist unklar, ob Friedrich die Folgen seiner Entscheidung als Verlust oder als Freiheit begreift. Seinem Gesichtsausdruck nach zu schließen, ist es, wie bei der ersten Ambivalenz der Rose gegenüber, beides.

Dem Weltergreifen und -begreifen am Anfang des Lebens steht das Loslassen an dessen Ende gegenüber. Das Leben ist, u. a., eine lebenslange Einübung in das Bewusstsein seiner Vergänglichkeit, die Spanne zwischen Geburt und Tod eine unablässige Einübung der Balance zwischen Aneignen und Loslassen. Dem großen Lebenszyklus entsprechen viele kleinere Alltagszyklen.

² „Also verstehst du nun leichtlich, was und wie viel dies Gebot fordert, nämlich das ganze Herz des Menschen und alle Zuversicht auf Gott allein und niemand anders. Denn Gott zu haben kannst du wohl abnehmen, dass man ihn nicht mit Fingern ergreifen und fassen noch in Beutel stecken oder in Kasten schließen kann. Das heißt ihn aber gefasst, wenn ihn das Herz ergreift und an ihm hängt. Mit dem Herzen aber an ihm hängen ist nichts anders, denn sich gänzlich auf ihn verlassen. Darum will er uns von allem andern abwenden, das außer ihm ist, und zu sich ziehen, weil er das einzige ewige Gut ist. Als sollte er sagen: Was du zuvor bei den Heiligen gesucht oder auf den Mammon und sonst vertraut hast, des versieh dich alles zu mir und halte mich für den, der dir helfen und mit allem Guten reichlich überschütten will.“ In: *Martin Luther: Der große Katechismus* deutsch nach der Fassung des deutschen Konkordienbuches (Dresden 1580).

Abschied und Neuanfang finden sich z. B. konzentriert in der Situation eines Umzugs. Da gibt es reichlich Gelegenheit, alle Dinge noch einmal in die Hand zu nehmen und abzuwägen. Brauche ich dieses Kleidungsstück, dieses Geschirrtel, und vor allem: dieses Buch noch? Die eigentliche Qual ist nicht die körperliche Strapaze des Kistenschleppens – sondern die mentale Qual, am liebsten alles mitnehmen zu wollen, komplett, und nicht zu können. Man braucht nicht an ein *Mana* zu glauben, an ein Eigenleben der Dinge, denn es reicht vollkommen aus, was die Dinge für ein Eigenleben in uns entwickeln. Die Geschichten, die man mit einem Buch hat – man nimmt es in die Hand, weiß, wann man es das letzte Mal in der Hand hatte, an welcher Stelle das angestrichene Zitat zu finden ist, welches das Leben verändert hat. Man könnte das Buch weggeben, weil man es wohl nie mehr lesen wird, und es lebt ja doch in einem selbst weiter – und man kann es nicht und tut es nicht, als bräuchte man die materielle Vergewisserung dieses immateriellen Gedankens.

Die Vorstellung, dass die Dinge nicht nur in uns leben, sondern unabhängig davon sich selbständig machen eines Tages, diese Idee entwickelt der portugiesische Schriftsteller José Saramago in einer seiner Erzählungen in einem 1997 erschienenen Erzählband „Der Stuhl und andere Dinge“.³

Ein Sofa erkrankt hier an Fieber, Türen werden zu angriffslustigen Kreaturen, wir werden Zeuge, wie ein Auto seinen Fahrer gefangen hält und diesen bis zur totalen persönlichen Selbstaufgabe treibt. Briefkästen, Treppenhäuser und ganze Gebäude verschwinden, um zu Menschen zu werden. Was hat es mit den Dingen auf sich, die uns alltäglich mit scheinbarer Selbstverständlichkeit umgeben? Welche Macht haben sie über uns?

Eine völlige Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit ist selten eindrucksvoller beschrieben worden. Sehr verstörend wirkt diese Beschreibung von ursprünglich leblosen Dingen und Alltagsgegenständen, die den Menschen nicht mehr zu Diensten sein wollen und sich gegen diese verschwören. Was noch einigermaßen lustig mit einem fiebernden Sofa beginnt, endet in einer wahrhaften Apokalypse.⁴

Die Dinge wollen sich nicht mehr versklaven lassen, und ihr Aufstand ist der Weltuntergang, da sich alles Materielle transformiert. Wie wird die ‚neue Welt‘ aussehen? Eine Ahnung davon liefert vielleicht der Film „Transformers“ (Michael Bay, USA 2007).

Noch einmal zurück zu Luther: Er hatte weniger Sorge um die versklavten Dinge als vielmehr um die Menschen, die sich von den Dingen, die nicht Gott sind, versklaven lassen.

³ José Saramago: *Der Stuhl und andere Dinge*, Reinbek bei Hamburg 1997.

⁴ Ein solcher „Aufstand der Dinge“ (so der Titel des Buches, Frankfurt/M. 1973) wurde schon früher von dem Schriftsteller *Erhart Kästner* vorausgedacht. Auf dem Marktplatz von Delos, eingedenk der antiken Sklavenhaltung, notiert Kästner:

„Wird es sich nicht als schrecklicher Irrtum erweisen, wenn man meint, die Dinge, die nunmehr an Stelle der Sklaven versklavt sind, ertrügen den Terror, ohne je eine Rechnung zu stellen? Wenn man meint, das Jahrhundert aus List geflochten, denn Forschung ist Überlistung der Dinge, werde so durchkommen? Wenn man meint, die Überlisteten seien so wehrlos? Keine Gegenwehr zu befürchten? Kein Spartakus? Kein Aufstand der neuen Sklaven? Keinerlei Notwehr? Wenn man die Dinge dieser Welt für so stumpf, für so tot hält? ... Damals Menschen-Verachtung, jetzt Verachtung der Dinge? War es nicht Verachtung, die glauben ließ, es sei nur List und ein bißchen Druck nötig, um zu unterwerfen, stumm und gefügig zu machen? Meint man, das Unternehmen der Welt Ausrechnung und Welt-Herstellung werde niemals zurückschlagen?... Ist noch nicht der Gedanke gekommen, in einer Zukunft... könne ein Sozialismus erwachen, der sich auf die unterdrückten, verstoßenen, ausgepähten und ausgebeuteten Dinge bezieht?“ (1973, S. 57f)

Kästner denkt „die Möglichkeit eines General-Streiks der Dinge“, der darin bestehen könnte, dass die Dinge sich abwenden, verschließen, verstummen, sich wegziehen – der Bartleby-Effekt. An die Stelle der weggezogenen Dinge rückt das Abstrakte nach (abstrakt heißt wörtlich übersetzt: wegziehen). Nicht Gott sei tot, schreibt Kästner, sondern die Dinge, „wir haben sie getötet“. Rationalismus und Naturwissenschaft haben die Dinge zu einem Aufstand getrieben, sie klagen nun ihr Natur-Recht ein. Kästner animiert die Dinge sprachlich, schreibt ihnen Subjektstatus und so auch Analogien zu Menschenrechten und Autonomie zu.

Doch sind es ja selbstverständlich nie die Dinge selbst, die uns versklaven, sondern unsere Beziehung zu ihnen – oder?

Die Dinge – am Anfang

Kreisen wir im Mutterbauch noch um uns selbst, so beginnen wir mit dem Erblicken des Lichtes der Welt auch die Dinge um uns herum zunächst wahrzunehmen und dann zunehmend mehr zu be- und ergreifen. In den Dingen, den Alltagsgegenständen steckt das Wissen der Welt. Kinder arbeiten sich in die Welt ein, indem sie dieses Wissen von Ding zu Ding erschließen. Dem Mehr-Wert der Gegenstände des alltäglichen Lebens geht die Literaturwissenschaftlerin und Pädagogin Donata Elschenbroich in ihrem Buch „Die Dinge – Expeditionen zu den Gegenständen des täglichen Lebens“ nach.⁵

Indem sie den Alltag als Bildungsort erforscht, stellt sie fest: „Die Dinge helfen und verteidigen uns, sie schaffen einen hellen Raum um uns. Ja, diese Welt ist bewohnbar!“⁶

Im Umgang mit den Dingen im Hausgebrauch werden Eltern zu informellen Lehrern, und Dinge sind es dann auch, die wiederum den nötigen zunehmenden Abstand zu den Eltern schaffen; als Übergangsobjekte werden sie von Donald W. Winnicott bezeichnet.

Der britische Psychoanalytiker hat mit seiner Theorie der Übergangsobjekte (transitional objects) einen wichtigen Grundbaustein zur Genese des Fetischismus geliefert.⁷ (Fetisch wäre das Ding als Götze, wie die Reliquie zunächst für Friedrich den Weisen im „Luther“-Film gezeichnet wird).

Winnicott fasste mit seiner Theorie der Übergangsobjekte eine Vielzahl von kideranalytischen Betrachtungen zusammen. Hierbei geht es um den Übergang von der oralen Autoerotik und Verschmelzung mit dem Mutterobjekt zu realistischeren Objektbeziehungen. Diese verlangen die Anerkennung einer unabhängigen Umwelt und bilden eine Brücke zwischen innerer und äußerer Welt. Es sind Objekte, die nicht Teil des kindlichen Körpers sind, aber noch nicht völlig als zur Außenwelt gehörig erkannt werden. Das Kind verfügt über sein Objekt, jedoch nicht im Sinne der Allmacht; es kann nicht ausgetauscht werden; es vermittelt dem Kind Gefühle der Wärme und Sicherheit und dennoch den Eindruck, es habe ein eigenes Leben; es ist animiert: Dies alles sind Merkmale auch von Fetischen.

Das Kind schützt sich mit Hilfe dieser Fetische vor der Überflutung durch Trennungsängste und kann seine (negativen) Gefühle abreagieren. Winnicott sieht in dieser zeitlich-räumlichen und materialen Spezifität des Übergangsobjekts den Ursprung von Spiel und Kunst, von Religion, aber auch des Fetischismus.

Fetischismus war, seit er in die europäische Sprache einkehrte, der Begriff für eine korrupte Objektbeziehung und wird im 19. Jahrhundert zu einem Sammelbegriff, unter welchem alles subsumiert wird, was als irrationale, abergläubische oder perverse Objektbeziehung gilt.

⁵ Donata Elschenbroich: Die Dinge. Expeditionen zu den Gegenständen des täglichen Lebens, München 2012 (Originalausgabe 2010).

⁶ Elschenbroich 2012, 63. Das Motto des Buches stammt von Pier Paolo Pasolini: „Was mich in Worten gelehrt wurde, kann ich mit einiger Anstrengung vergessen. Aber ich könnte nie vergessen, was mich die Dinge gelehrt haben.“ (in: Pier Paolo Pasolini: Lettere luterane, Turin 1976, 43, eigene Übersetzung v. Donata Elschenbroich).

⁷ Donald W. Winnicott: Übergangsobjekte und Übergangsphänomene. Eine Studie über den ersten, nicht zum Selbst gehörenden Besitz, zuerst als Vortrag 1951, dann engl. 1953; dt. in: Psyche Nr. 23, 1969; siehe dazu Hartmut Böhme: Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne, Reinbek bei Hamburg 2006.

Mögen sich zwischenzeitlich die Objekte geändert haben – was im 20. Jhd. vielleicht das Auto war, ist heute das Smartphone –, so ist doch die Art der Beziehung zu ihnen ähnlich geblieben. Aber, so die aufgeklärte Position, die Dinge selbst sind ja tot, nur wir hauchen ihnen Leben ein. Sie bilden das materiale Format unseres Lebens, doch bestimmen wir sie und nicht umgekehrt, oder? Dass von den Dingen selbst Macht ausgehen könnte, diesem Denkversuch geht Hartmut Böhme in seiner Untersuchung zu „Fetischismus und Kultur“ nach.⁸

Widersprüche der Moderne: Fetische in der Lebensmitte (Hartmut Böhme)

Moderne Gesellschaften verstehen sich als säkulare oder postreligiöse Gesellschaften, gekennzeichnet durch funktionale Ausdifferenzierung, Verfahrensrationalität, Demokratisierung, Technisierung, Industrialisierung, Reflexivität und Verwissenschaftlichung.

Ausgangspunkt der von Böhme vertretenen These ist nun, dass in der Moderne vor-moderne Formen und Institutionen der Magie, des Mythos und Kultus, der Religion und der Festlichkeit aufgelöst werden, ohne dass die darin gebundenen Energien und Bedürfnisse zugleich aufgehoben wären. Sie werden vielmehr freigesetzt und flottieren durch alle Systemebenen der modernen Gesellschaft. Sie sind gewissermaßen ‚wild‘ geworden. Während Modernisierungsprozesse die *formale* Integration der Gesellschaft leisten können, bieten sie doch keine *gehaltvollen* Identifikationsmöglichkeiten. Die meisten Menschen, Gruppen, Subkulturen haben zur Modernisierung ein distanzierendes, utilitaristisches Verhältnis, das entsprechend instabil ist. Lebensweltliche Praktiken werden aus kulturellen Traditionen geschöpft, die der Vormoderne entstammen und willkürlich in das Lebensmodell eingebaut werden, unter modernen Vorzeichen. Dies führt zu dauerndem Switchen zwischen heterogenen und eigentlich unvereinbaren Orientierungsmustern.⁹

Der missbrauchte Nietzsche-Slogan ‚Gott ist tot‘ bildet insofern nicht den Übergang zu einer säkularen Gesellschaft, sondern zum Erwachen von Abertausenden neuer Götter; analog dazu geht das Verschwinden der Dinge im Müll einher mit einem Kult des rituellen Aufbewahrens.

Die Rede von der Entzauberung der Welt widerspricht allen Beobachtungen: Die Fetisch-, Idol und Kultformen heute – in Politik, im Sport, im Film, im Konsum, in der Mode etc. – zeigen, dass die Entzauberung im Namen der Rationalität zu einem schwer kontrollierbaren und um so wirkungsvolleren Schub von Energien der Wiederverzauberung geführt hat (23). Dies führt Böhme zu der These: Demokratie bedarf der Kulte, diese aber bedürfen nicht der Demokratie. Um das Bewusstsein für diese Asymmetrie zu schärfen, stellt Böhme einige exemplarische Felder vor, deren materielle und kultische Dimension er erschließt: Ausgehend vom Fetischismus in Religion, Ethnographie und Politik führt er durch die Geschichte des Warenfetischismus und untersucht den Fetischismus in Bezug auf Sexualität und Psychoanalyse, indem er u. a. das Essen, die Mode, das Kino und die intellektuellen Fetische (d. h. die nicht-dinglichen) genauer in den Blick nimmt.

⁸ Hartmut Böhme: Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne, Reinbek bei Hamburg 2006.

⁹ Siehe dazu in Analogie zur Funktion der Religion auch: Alain de Botton: Religion für Atheisten. Vom Nutzen der Religion für das Leben, Frankfurt/M. 2013.

Was Hartmut Böhme mit seinem Fetischismus-Buch 2006 für die Kulturwissenschaft vorgelegt hat, findet in Inken Mädlers „Transfigurationen“ (2004/2006)¹⁰ ein theologisches Pendant.

Das, was bleibt: Inken Mädlers Transfigurationen – materielle Kultur in praktisch-theologischer Perspektive

Mit ihrer Abhandlung über die Dinge eröffnet die evangelische Theologin Inken Mädler ein weites Arbeitsfeld, das bisher in der Praktischen Theologie und der Diskussion zwischen Kultur und Religion nur ansatzweise bzw. in starker Abgrenzung wahrgenommen worden ist.

Während Böhme einen essayhaften Parforceritt durch die ganze Kulturgeschichte der Dinge vorführt, vom ethnologischen Befund über den Warenfetischismus bis zum Kino, schränkt Mädler ihren Blick bewusst auf die „Analyse kleiner Lebenswelten“ ein und legt eine „Mikroskopie“ der alltäglichen Dinge vor, „an denen das Herz hängt“ (20). In Weiterführung einer „näher an unsere Gegenwart heranführenden Kulturtheologie“ nähert sie sich diesen Alltagsdingen mit dem Konzept der dichten Beschreibung nach Clifford Geertz.¹¹

Dabei nimmt sie sich mithilfe qualitativer Interviews die Wohnwelt von elf Frauen unterschiedlichen Alters und Bildungsstands vor, die jeweils drei Gegenstände vorstellen sollten, die „ihnen heilig sind“.¹² Die befragten Frauen distanzieren sich dabei von einer explizit religiösen Sinnzuschreibung an ihre Gegenstände in doppelter Hinsicht: Sie betonten, sie hätten keine ‚religiösen‘, d. h. im kirchlichen Horizont angesiedelten Dinge, und sie erhoben Einspruch gegen die vermutete Unterstellung, ihre Liebe zu den Dingen könnte sie in die Nähe des Fetischismus bringen.

Der Verengung dieses Religionsbegriffes hält die Autorin eine implizite Religiosität entgegen, der es um eine bestimmte Perspektive auf die Welt und die Dinge geht, deren Transfigurationen sie nachzeichnet. Sie stößt dabei auf die Gegenstände als „präsentative Symbole des Selbst“, auf ihr vergegenwärtigendes Erinnerungspotential. Dieses ist an einen bestimmten Moment in der Chronologie des individuellen Lebenslaufs gebunden sowie an bestimmte Zuschreibungen an die Dinge, wie das Erstmalige, das Einzigartige, das Zu-Fällige, das Not-Wendende.

Religiös relevant werden diese Gegenstände in vielerlei Hinsicht: Sie sind ‚besonders‘ für die jeweilige Eigentümerin, sie besitzen ihren Wert durch den liebenden, beziehungs-vollen Blick auf sie und entsprechen so dem Blick Gottes auf die Menschen. Wird ein ‚gewöhnliches‘ Ding durch die besondere Beziehung zu ihm ‚verklärt‘, so bewahrt es die

¹⁰ *Inken Mädler: Transfigurationen. Materielle Kultur in praktisch-theologischer Perspektive*, Gütersloh 2006 (2004 als Habilitationsschrift vom FB Ev. Theologie der J.W.Goethe-Universität in Frankfurt/M. angenommen). Die folgenden Seitenzahlen in Klammer beziehen sich auf dieses Buch.

¹¹ Siehe *Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt am Main 1983. Nach Geertz erfordert die „dichte Beschreibung“ zwei Dinge: 1. eine genaue Beobachtung und Beschreibung, und 2. eine Deutung kultureller Systeme. Er geht also weniger analytisch den kulturellen Systemen nach, die einem steten Wandel unterliegen, sondern orientiert sich an der jeweiligen Bedeutung des Phänomens innerhalb der Lebenswelt, immer im Bezug zum Verhalten der beobachteten Subjekte. Er sieht sich selbst als Ethnologen.

¹² Einen Grundgedanken der Befragung formuliert Mädler so: „So wie das eigene Leben ein Universum an Erlebtem umfasst, so bilden auch die Gegenstände unserer Umgebung ein eigenes Universum. Zeige mir die Dinge, an denen du hängst, und ich sage dir, wer du bist...“ (Mädler 2006, 371).

„Ahnung jenes Angenommenseins, das in der Zuwendung Gottes des Schöpfers zum Geschöpf gründet“ (342). So zeichnet der Blick auf die ‚heiligen‘ Dinge den Weg nach, wie Religion überhaupt entsteht – eher Ferment als Fundament (Thomas Erne).¹³

In praktisch-theologischer Perspektive wird materielle Kultur in dreierlei Hinsicht relevant:

- Sakramentstheologisch: der Blick auf die „stumme Sakramentalität“ der Dinge, wie sie Leonardo Boff beschrieben hat, der sie als transfigurativ, über sich selbst hinausweisend charakterisiert;¹⁴
- Bildungstheoretisch: als Symbole des werdend sich verwirklichenden Selbst im Prozess der Bildung einer fragmentarisch bleibenden Identität;
- und kasualtheoretisch, insofern Gegenstände hinsichtlich ihres Sinn-Horizontes als symbolische Verdichtungen des Wunsches nach gelingendem Leben fungieren, als Kristallisationen verdichteter Lebens-, Welt- und Selbsterfahrungen, festlicher Momente des Lebens, wodurch sie in die „Liturgie des Lebens“ eingeordnet werden.

Das, was bleibt, wie es war und alles bei mir ist und was nach mir ist: Dinge verdichten Zeit und symbolisieren zeitübergreifende, Selbst-überschreitende Zusammenhänge; sie strukturieren Erlebtes und zeigen das Wirkliche als Zeichen: „Zeichen ... für eine andere Wirklichkeit, die Wirklichkeit, die allen Dingen zugrunde liegt: Gott“¹⁵ (Leonardo Boff). Aufgabe der Theologie ist es nach Mädler nun, im Sinne Boffs auch auf die Gegenzeichen zu verweisen, zu denen jedes Zeichen mutieren kann, auf die sakramentale Konsumhaltung und die Magie, die die mögliche diabolische Dimension des Sakraments darstellt. Doch gilt es, Hab-Sucht und Hab-Seligkeit voneinander zu unterscheiden und kulturanalytisch den Blick zu öffnen für das Leibhafte, das Sinnliche, die Materie, an denen sich Sinn festmacht: „Denn der Dinge und Udinge werden immer mehr“.

Je mehr sich der Einflussbereich der Dinge auf das alltägliche Leben erstreckt, umso notwendiger ist es, sich der theologischen Dimension dieses Phänomens anzunehmen. Wie Böhme gelangt Mädler zu dem Schluss, dass im theoretischen Umgang mit den Dingen weder eine Vorverurteilung noch eine Abwertung angemessen ist: „Denn im vorherrschenden Blick auf die Dinge, der sie vorschnell in den Verdacht des Fetischismus rückt, verfehlt die Theologie, gerade auch die Praktische, deren Sinn-Horizont und Tiefen-Sinn und übersieht damit eine elementare Form des religiösen Begreifens“ (373).

Zwar nehmen wir in den Tod nichts mit, vor allem keine materiellen Gegenstände. Dennoch gilt, dass nicht wir die Dinge verlieren, sondern sie uns, wenn wir nicht mehr sind. Denn sie können bleiben und von unserem Dagewesen-Sein zeugen, auch wenn sonst keiner mehr da sein sollte, der das bezeugen kann.¹⁶

„Verachten wir die Dinge nicht. Sie haben uns gehalten. Und sie haben uns erhöht“, so hat Marie-Luise Kaschnitz es formuliert.

Die Verklärung des Selbst angesichts transfigurierter Gegenstände und die Verklärung der Dinge angesichts des transfigurierten Selbst sind in ihrer Wechselseitigkeit weder Vergötzung noch Fetischismus. Nach Mädler wäre der theologische Bannspruch über die

Die Dinge verlieren dereinst uns

¹³ Thomas Erne: Vom Fundament zum Ferment. Religiöse Erfahrung mit ästhetischer Erfahrung, in: Jörg Herrmann u. a. (Hg.) Die Gegenwart der Kunst, München 1998, 283–295, hier 285.

¹⁴ Mädler 2006, 359f.

¹⁵ Boff nach Mädler 2006, 361.

¹⁶ Vgl. die ‚letzten Dinge‘, welche Elisabeth (Maria Schrader) in dem Film „Schneeland“ (Hans W. Geißendörfer, D 2004) vorfindet und eine einsame Tote damit bestattet, die sie nicht kannte und deren Leben sie anhand dieser Dinge teilweise rekonstruiert.

Transfiguration nur dann berechtigt, wenn sie die Verkrümmung in sich selbst beförderte und den von Luther so genannten ‚homo incurvatus in se ipsum‘ kultivierte.

Doch ihre Arbeit beweist, dass gerade die Dinge als Beziehungszeichen fungieren, an denen das Herz hängt. Es sind Transfigurationen, die für eine dialogische Existenzform stehen. Sie halten das dicht gewobene soziale Netz präsent, innerhalb dessen Dinge sowohl als (re)präsentative Symbole des Selbst wirksam sind als auch Wert als Zeichen der Wertschätzung durch andere benennen. Mit Hilfe der Dinge betten sich Menschen in die Beziehungsstrukturen ihres Daseins ein und halten sie sich symbolisch präsent, aber sie beten diese Dinge nicht an (375).

Dinge machen die Welt bewohnbar – bis zum Ende

Erinnern wir uns nochmal an die These von Donata Elschenbroich, der zufolge die Dinge diese Welt bewohnbar machen. Diese These, die den Dingen ihren ursprünglichen Sinn wiedergibt, kommt in einer kurzen Erzählung von Albert Camus wunderschön zum Tragen. Er beschreibt in seinen Erinnerungen „Der erste Mensch“ eine Szene aus seiner Jugendzeit:

„Diese Angst vor dem Unbekannten und dem Tod, die ihn auf dem Rückweg von der Schule immer überkam, die am Ende des Tages mit der gleichen Geschwindigkeit in sein Herz einzog wie die Dunkelheit... diese Angst, die erst aufhörte, wenn die Großmutter die Petroleumlampe anzündete, indem sie den Glaskolben auf das Wachtuch legte, sich auf die Zehenspitzen stellte (...), um unter dem Schirm den Brenner der Lampe besser zu sehen, eine Hand an dem Kupferrädchen, das den Docht regulierte, während die andere mit einem brennenden Streichholz an dem Docht schabte, bis er nicht mehr rußte und eine schöne helle Flamme hervorbrachte. Dann setzte die Großmutter den Glaskolben wieder ein, der ein wenig an den Zähnen der Kupferführung kreischte und, wieder aufrecht am Tisch stehend, regulierte sie noch einmal den Docht, bis das warme gelbe Licht in einem vollkommenen großen Kreis gleichmäßig auf den Tisch schien und mit einem von dem Wachtuch zurückgeworfenen, sanfteren Licht das Gesicht der Frau und das des Kindes erhellte... Und im gleichen Maße, wie das Licht sich aufhellte, wurde sein Herz langsam leichter.“¹⁷

Ausführlich beschreibt der Erwachsene im Rückblick die verlässlich wiederkehrenden Handgriffe seiner Großmutter an einer Petroleumlampe, einem ihr lebenslang vertrauten Gegenstand, der auch für den Jungen einen erlösenden Charakter gewinnt. Es ist einerseits das Ritual, das ihn immer wieder befreit aus der existenziellen Angst eines Jugendlichen, andererseits aber auch die Habhaftigkeit und Wirklichkeit eines Gegenstandes, eines Dinges, das ihm das Vertrauen in eben diese Wirklichkeit zurückgibt: „Die Dinge helfen und verteidigen uns, sie schaffen einen hellen Raum um uns. Ja, diese Welt ist bewohnbar!“¹⁸

Dinge können einen hellen Raum um uns schaffen, so wie die Lampe ihr Licht verbreitet, sie begrüßen uns beim Nachhausekommen, sind verlässlich und dienstbereit.

Aber sie können unseren Lebensraum auch verdunkeln, zu- und verstellen, so dass wir aufpassen müssen, dass das Licht, das von ihnen ausgehen kann, nicht zur Finsternis wird, und man selbst Gefangene und Gefangener der Dinge wird, die einem doch helfen sollen, zu leben.

Wie ein Ding zu einem Lebensmittel angesichts des Todes werden kann, beschreibt die Schluss-Szene von Lars von Triers Film „Melancholia“ (Dänemark 2011).

Melancholia ist der Hauptdarsteller in dem dänischen Science-Fiction-Drama, ein Planet in Kollisionskurs Richtung Erde. Vorausgesehen hat diesen kommenden Weltuntergang die unter Depressionen leidende Justine, die

¹⁷ Albert Camus: Der erste Mensch, Reinbek bei Hamburg 2000, 194.

¹⁸ Elschenbroich 2012, 63.

im Laufe des Films immer stärker wird. Claire, ihre zunächst tatkräftige Schwester hingegen verzweifelt, gerade auch angesichts ihres etwa zehnjährigen Sohnes Leo, den sie nun nicht mehr schützen kann. Justine weiß jedoch, was zu tun ist. Sie versichert Leo, dass es einen Ausweg gibt und sammelt mit ihm kräftige lange Äste im anliegenden Wald. Diese schnitzen sie gemeinsam zu und bauen daraus eine magische Höhle. In diesen tipiartigen Unterstand setzen sich die drei, einander an den Händen haltend, während der riesige blaue Planet auf unseren kleinen blauen zusteuert.

Während Claire immer haltloser weint, schließen Justine und ihre Neffe die Augen; sie strahlen eine Ruhe und Konzentration aus, die als Energie auch noch im Kinoraum ist, als die Erde nach dem Zusammenstoß in einem Flammenmeer untergeht.

So schön ist die Erde selten im Kino untergegangen. Die anschließende Dunkelblende enthält noch so viel von der Kraft der magischen Höhlenbewohner, dass man fast versucht ist zu sagen: Eine Apokalypse ist noch kein Weltuntergang. Er erscheint hier als Wiedergeburt, denn es erscheint unvorstellbar, dass diese Energie sich zugleich mit der Erde auflösen könnte.

Die an ihrer inneren Dunkelheit leidende Justine erwacht zu neuem Leben angesichts der finsternen Bedrohung von außen. Ihr wird die Dunkelheit der äußeren Ereignisse zum Licht, das ihr den Weg weist, was zu tun ist, wenn man eigentlich nur noch auf das Ende warten kann. Sie nutzt die letzten Minuten dazu, ein Ding zu schaffen, ein temporäres Kunstwerk zu errichten und ihrem Neffen mit dieser magischen Höhle ein Gefühl der Geborgenheit zu vermitteln.

Das angesichts der Wucht der kommenden Ereignisse lächerliche Ding wird zu einem Zelt, das wie die Rauch- und Feuersäule den Israeliten in der Wüste Schutz verlieh, in dem Bewusstsein, dass Gott ihr Reisebegleiter war. Die magische Höhle ist das temporäre Ding, das dazu hilft, mit den Ereignissen, die geschehen und geschehen werden, umzugehen. Sie ist vergleichbar mit dem, was man die Konstruktion des Glaubens nennen könnte. Sie nimmt dem Jungen die Angst, der Hand in Hand mit seiner Tante das Ende nicht überlebt, aber erlebt.

Der Glaube hilft zu leben, und manchmal bedient er sich auch temporärer Konstruktionen wie derjenigen eines Gegenstandes, der die Erde bewohnbar macht und erleuchtet – sei es die Petroleumlampe der Großmutter von Camus oder die Höhle, die dem Glanz des lichtvollen Untergangsplaneten einen eigenen entgegenstellt. „Melancholia“ erzählt mitten in den geschilderten Finsternissen, inneren und äußeren, die einander entsprechen, zugleich die Geschichte vom Licht, auch vom Licht eines Gegenstandes.

Fazit: Woran dein Herz hängt, das ist dein Gott

„Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott“, meinte Martin Luther. Aber wenn nun Gott das (einzige) Ding ist, an dem das Herz hängt? Dann würde Gott selbst zur ‚Sache‘, selbst und gerade dann, wenn es mir gelänge, sein Herz nur an ihn zu hängen. Denn, so sagte Dietrich Bonhoeffer, „Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht“.

Die Negation des Absoluten macht seine Setzung (wieder) möglich.

Gott genießen, ihn nicht gebrauchen – diese Zweckfreiheit hat Augustin in Sachen Glauben vorgeschlagen, um den Dingen den ihnen angemessenen Platz zuzuweisen und den Menschen ihren Platz angesichts des Verursachers und Schöpfers aller Dinge.

So steht es im 8. Kapitel des ersten Korintherbriefes: „So haben wir doch nur einen Gott, von dem alle Dinge sind und wir zu ihm; und einen Herrn, Jesus Christus, durch den alle Dinge sind und wir durch ihn.“ (V. 6)